

»Nimm dir das Leben und gib's nie/auch wieder her«

Das narzisstisch-depressive Dilemma und seine Bedeutung für die gegenwärtige und nächste Generation

Heribert Blaß

Ausgangspunkt

Ein neunjähriger Junge forderte mich im Verlauf seiner hochfrequenten, seit zwei Jahren andauernden Psychoanalyse mehrfach lachend auf: »Komm, lass uns Kinder machen!« Die Phantasien einer sexuellen Vereinigung und gemeinsamer Kinder mit mir wirkten für ihn selbstverständlich und nicht fremd. Nach der ersten Überraschung verstand ich sie als Ausdruck seiner basalen Urszenenphantasie, welche zu der mit mir entwickelten emotionalen Nähe und Bindung gehörte.

Julia Kristeva bezeichnete in ihrem Eröffnungsvortrag des IPA-Kongresses 2019 in London die »Fata Morgana« (»le mirage« im französischen Original) der »Urszene« als Ursprungsphantasie, welche das Unbewusste eines jeden Menschen strukturiere, und zwar unabhängig davon, welche Variante der »heterosexuellen Norm« das Individuum in seiner psychosexuellen Identität ausbilde, und auch unabhängig von der Akzeptanz oder Ablehnung der unterschiedlichsten sexuellen Paarbildungen. Die Urszene verbinde die Vielfalt der »Erotizismen« mit dem »Zenit der Fortpflanzung«, um einen Begriff von George Bataille zu benutzen. Mein junger Patient äußerte seine Urszenenphantasie ebenfalls unabhängig von seinem und meinem Geschlecht, und mit seinem Lachen markierte er nicht nur Lust, sondern selbst ein Wissen um den phantasmatischen Charakter dieser Idee, welche aber als ein Grundelement seiner seelischen Realität in ihm existierte. Natürlich wünschte er sich mit dieser Assoziation auch, eine untrennbare Beziehung zu mir zu behalten, in der er nicht nur Kinder »machen«, sondern in der Übertragung zugleich selbst »mein« Kind bleiben könne. Dennoch hat er eine in uns allen bestehende Grundphantasie formuliert.

Zur Ambivalenz des Kinderwunschs

Aus der allgemeinen und frühen Existenz generativer Phantasien entsteht jedoch im Erwachsenenalter nicht zwangsläufig ein unmittelbarer Wunsch nach biologischer

Fortpflanzung, denn wie alles in der seelischen Welt ist auch der bewusste Wunsch nach einem Kind mit inneren Konflikten verbunden, die natürlich unterschiedliche Ausprägungsgrade zwischen bewusst und unbewusst annehmen können. Die Bewältigung einer zumindest unbewussten Ambivalenz gehört seit jeher zu jedem erwachsenen Kinderwunsch, denn mit dem Geschenk und Hinzugewinn eines Kindes ist zugleich immer ein Verzicht verbunden. Der Psychoanalytiker Molinski (1972) fasste dies in die einfach klingende, jedoch psychische wie soziale Faktoren berücksichtigende Formel: »Ein Kind ist ein oraler Konkurrent, es kostet Zeit und Geld!« (persönliche Mitteilung, H.B.). Molinski konnte nachweisen, dass vor allem die *Unbewusstheit* der Ambivalenz – bei Frauen mit bewusstem Kinderwunsch – zum Auftreten von Schwangerschaftsbeschwerden wie anhaltendem Erbrechen oder Verkrampfungen des Muttermunds geführt hatte. Dass entsprechende Ambivalenzkonflikte auch bei Männern auftreten, konnte ich selbst in einem dramatischen Beispiel erleben, als ein Mann während der bewusst gewünschten Schwangerschaft seiner Frau wiederholt Krampfanfälle entwickelte und erst nach einem Abort der Schwangerschaft wieder anfallsfrei wurde. Die unbewusst gefürchtete Konkurrenz mit dem Kind hatte ihn so sehr in eine archaisch wütende Verzweiflung getrieben, dass er als unterstützender Partner für seine Frau ausfiel und diese in einem offenkundigen Konflikt zwischen ihrem ungeborenen Kind und ihrem regredierten Ehemann in tragischer Weise einen Abort erlitt.

Umso mehr ist es zu begrüßen, wenn Ambivalenz und Konflikt in Bezug auf die eigene Fortpflanzung bewusst behandelt werden können. In Verbindung mit dem medizinischen Fortschritt zumindest in unserer westlichen Welt hat dies zu der weitverbreiteten Vorstellung geführt, nicht mehr einer schicksalhaft bestimmenden Biologie ausgesetzt zu sein, sondern mithilfe von Kontrazeptiva oder Reproduktionsmedizin autonom über das Pro und Contra eigener Kinder entscheiden zu können. Daraus entstehende Entscheidungsdilemmata werden mittlerweile nicht mehr nur privat, sondern häufiger auch in verschiedenen Printmedien öffentlich erörtert. Neben Büchern wie *Mutterschaft* von Sheila Heti (2019) oder *Kinderfrei statt kinderlos* von Vera Brunschweiler (2019) möchte ich die Journalistin Johanna Dürrholz erwähnen, welche sich in zwei, im Abstand von neun Monaten aufeinander folgenden Zeitungsartikeln im November 2018 und August 2019 bisher ohne abschließendes Ergebnis fragte, ob sie als knapp 30-jährige Frau jetzt Kinder will. In ihrem ersten Artikel (Dürrholz, 2018) beschreibt sie ihre Unentschlossenheit und Unsicherheit, ob sie Kinder aufgrund eines mütterlichen Instinkts oder aufgrund einer sozialen Normierung mag, aber auf jeden Fall konstatiert sie: »Und doch ist die Frage danach, ob ich mir Kinder wünsche, immer präsent.« In ihrem zweiten Artikel (Dürrholz, 2019) beschäftigt sie sich vorwiegend mit der weiter bestehenden Ungleichheit zwischen Frauen und Männern hinsichtlich der Vereinbarkeit eigener Kinder mit einer beruflichen Karriere und sie belegt überzeugend den meist gravierenden Verzicht für Frauen, wenn sie nicht in einen von ihr selbst so genannten

Fortpflanzungsstreik treten wollen. Mit Wut erwähnt sie zugleich die Tatsache, dass sie nach ihrem ersten Artikel von einem Reproduktionsmediziner angerufen worden sei, der mit ihr über ihre Fruchtbarkeitsspanne und das Einfrieren ihrer Eizellen sprechen wollte (ebd.). Sie schließt mit der Erwähnung einer unverheirateten und beruflich erfolgreichen Freundin, welche kurz nach ihrem 30. Geburtstag schwanger wurde und sehr entspannt sei. Während hier der Kinderwunsch also in einer Art Vertrauen auf die Entwicklung der Zeit realisierbar zu werden scheint, hat Sheila Heti sich letztlich gegen ein Kind entschieden: »Aber der Gedanke ans Kinderkriegen hat mich immer entweder schwindlig gemacht oder so in Hochstimmung versetzt, als hätte ich Helium eingeatmet, wie alles, in das ich mich gestürzt habe, um mich ihm dann genauso impulsiv wieder zu entziehen« (Heti, 2019, S. 297).

Der Kinderwunsch ist also ebenso omnipräsent wie zwiespältig. Mir erscheint es dabei wichtig, *emotionale, innere* Konflikte von *psychosozialen* Konfliktkonstellationen, wie der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf, zu unterscheiden, selbst wenn es Interdependenzen zwischen den beiden Bereichen gibt. Die Konflikthaftigkeit gilt ebenfalls für Männer, denn der Prozentsatz der Väter, die in Elternzeit gehen, steigt an, wenn auch nur langsam, von 21 Prozent im Jahr 2015 auf 24 Prozent im Jahr 2018 (Dürrholz, 2019). Das Thema des möglichen Verzichts – auf Freiheit, auf die Partnerin, auf berufliche Autonomie – spielt dennoch bei allen potenziellen Vätern in meiner Praxis eine wichtige Rolle. Ebenfalls teilen sie das Bestreben nach einer bewussten Entscheidung über ihre Vaterschaft.

Im Folgenden möchte ich mich allerdings mehr auf die oft unbewussten seelischen Grundkonstellationen und -konflikte konzentrieren, welche mit menschlicher Fortpflanzung verbunden sind, ohne dabei die psychosozialen Aspekte als unbedeutend anzusehen. Es geht mir jedoch um seelische Grundfragen, welche auch für den Umgang mit den sozialen Aspekten von Bedeutung sind.

Zu diesen Grundkonstellationen gehört die Tatsache, dass neben der kreativen Fata Morgana der Urszene und dem Zenit der Fortpflanzung die Möglichkeit zu destruktivem Hass auf die eigenen Nachkommen besteht, dessen radikalste Form in der Kindstötung gipfelt. Seit Menschengedenken gibt es die bewusste und offene Tötung von Neugeborenen und Kindern. Mythische Ausdrucksformen, welche die unbewussten Konflikte zur Darstellung bringen, sind auf männlicher Seite der griechische Kronos und der römische Saturn, welcher aus Angst vor Machtverlust seine eigenen Kinder mit Ausnahme von Zeus frisst, auf weiblicher Seite ist es die griechische Medea (Leuzinger-Bohleber, 2019). Aus Rache und Verzweiflung tötete Medea ihre Söhne, wobei sie die eigenen Kinder als Selbstobjekte opferte, um den treulosen Gatten und Vater Iason zu treffen. Der Ödipusmythos enthält in Gestalt des Laios ebenso die gescheiterte Absicht zum Infantizid. Viele weitere literarische Quellen lassen sich aufzählen, wie etwa die im Matthäusevangelium dem Herodes (fälschlich) zugeschriebenen Knabentötungen, im Alten Testament die versuchte Opferung von Isaak durch Abraham, die psychotische Kindstötung

durch Gretchen in Goethes *Faust* oder zuletzt im verstörend grandiosen Roman *Dann schlaf auch du* von Leila Slimani (2018). Fakt ist, dass vorsätzliche oder aus psychischen Krisen entstehende Kindstötungen zur Geschichte der Menschheit gehören. Noch für das Jahr 2018 weist die polizeiliche Kriminalstatistik in der Bundesrepublik Deutschland 63 vollendete und 98 versuchte Morde an Kindern auf, außerdem 14 vollendete und 120 versuchte Morde an Jugendlichen (PKS, 2018, S. 13). Davon sind zwischen 15 und 40 Fälle Tötungen von Neugeborenen (WAZ, 2019).¹ Ein naiv romantisches Verständnis der menschlichen Fortpflanzung wäre also fehl am Platze.

Natalität, Anti-Natalität und das Spannungsverhältnis der Generationen

Insofern macht es Sinn, die mit der menschlichen Fortpflanzung verbundenen Widersprüche und das resultierende Spannungsverhältnis der Generationen neu zu betrachten. Jede Schwangerschaft und jede Geburt führt sowohl biologisch als auch psychisch zu einer konstitutiven Gleichzeitigkeit von Bewahren des Bestehenden und Herausbildung von etwas Neuem, das im Gegensatz zu manchen Tendenzen des Zeitgeists eben nicht autonom planbar ist. Das eigene Kind ist einerseits Ausdruck der elterlichen Körper und des elterlichen Eros, andererseits relativiert es von Beginn an die Ausschließlichkeit der vorherigen elterlichen Existenz.

Hannah Arendt (1958/2011) hat mit ihrem Begriff der *Natalität* festgestellt, dass der »Neuankömmling« über die Fähigkeit verfüge, »selbst einen neuen Anfang zu machen, d.h. zu handeln« (ebd., S. 18). Dies passt zu einer Feststellung des Philosophen Lévinas (1987/2016), der in Bezug auf die Zeugung und ein Kind schrieb: »Der Eros setzt der Rückkehr des Ich zu sich ein Ende« (zit. n. Flaßpöhler & Werner, 2019, S. 20). Als Psychoanalytiker*innen wissen wir um dieses Nebeneinander von basaler Abhängigkeit des Säuglings und seiner sich parallel entwickelnden Fähigkeit, die Eltern gestisch und mimisch mit bereits frühen Handlungsmöglichkeiten im Sinne des *Self as agency* (Fonagy et al., 2002) zu beeinflussen. Somit lässt sich diese Wechselseitigkeit mal aus der Perspektive der Eltern und mal aus der Perspektive des Kindes betrachten. Aus der elterlichen Perspektive haben sich dabei im öffentlichen Diskurs der letzten Jahre selbst ernannte »Anti-Natalisten« herausgebildet, welche als Argumente gegen ein Kind entweder die individuelle *Kinderfreiheit* als positive Wahl gegenüber dem defizitär erlebten Begriff der *Kinderlosigkeit* hervorheben (Brunschweiler, 2019) oder ihre Mutterschaft be-dauern (Donath, 2016) oder eine bewusste Kinderlosigkeit als kollektives Mittel

1 Meistens als Folge einer verleugneten Schwangerschaft (Jelden, 2014; Klier et al., 2019). Es gibt aber auch wiederholte Tötungen von Kindern durch Väter, um die Frau zu treffen.

zur Abwendung weiterer Überbevölkerung und der resultierenden Unbewohnbarkeit propagieren. In diesem Sinne proklamierte der belgische Philosoph Théophile de Giraud (2006) ein »anti-natalistisches Manifest« und sprach von der Kunst, die Erzeuger zu guillotinierten. Im Gegensatz dazu setzten sich Svenja Flaßpöhler und Florian Werner (2019) sozusagen pro-natalistisch mit Elternschaft als emotional bewegendem und entsprechend ihrer Profession zugleich philosophischem Abenteuer auseinander. Nicht zuletzt die Anti-Natalisten haben mit ihrem Hinweis auf die wachsende Weltbevölkerung eine neue *ethische* Debatte eröffnet. Mit ihrem Appell an das generative Gewissen stehen sie nicht allein da, was sich unter anderem an dem 2018 verabschiedeten Klimaplan der Stadt Brüssel zeigt, demzufolge ab dem Jahr 2020 für jedes in der Stadt neugeborene Baby ein Baum entweder in Afrika oder Südamerika gepflanzt werden soll, um den CO₂-Abdruck der Stadt im globalen Klima zu verringern (Écoute, 2019, S. 13). Mit der Zeugung und Geburt eines Kindes taucht jetzt eine Art ökologischer Schuld an der Allgemeinheit auf, welche sich mit einer schon früher beschriebenen Schuld am Individuum aus der Sicht des Kindes verbindet. Philosophen wie Kant, Kierkegaard und Sloterdijk haben darauf hingewiesen, dass Eltern ihr Kind ungefragt ins Leben zwingen. Safranski (2015) spricht gar von einer »Untat«, welche nur durch eine Wendung vom Passiven ins Aktive bewältigt werden kann: »Dass ich angefangen worden bin, ist nur erträglich, wenn ich lerne, selbst anzufangen« (ebd., S. 146). Während Safranski, in anderer Weise als Hannah Arendt, eine Perspektive der Selbstbewältigung einnimmt, eröffnet Kant (1990) eine generative Dimension: Die Schuld der Eltern, ihr Kind ohne dessen Einwilligung gezeugt und eigenmächtig auf die Welt gebracht zu haben, ließe sich tilgen durch die Übernahme von Verbindlichkeit, ihr Kind mit diesem Zustand zufrieden zu machen. Die Schuld der Eltern bedingt also ihre Verantwortung für ihr Kind (ebd., 2. Hauptstück, 3. Abschnitt, §28f.). Mit anderen Worten ließe sich formulieren: Das an Wiedergutmachung orientierte Verhalten der Eltern führt zu einer *Weitergabe* liebevoller Verantwortung und somit zu einem konstruktiven Zirkel innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung – natürlich nur, wenn der unbewusste Hass nicht überwiegt.

Zur Generativität

Damit bin ich beim Konzept der *Generativität* angekommen, wie es von Erik und Joan Erikson (1973, 1988) entwickelt worden ist. Eriksons Verständnis von Generativität innerhalb eines psychosozialen Entwicklungsmodells vom Menschen ist deshalb so bedeutsam, weil es, analog zu Arendts Natalität, nicht nur die genetisch-biologische Fortpflanzung meint, sondern allgemein die seelische Fähigkeit zur *Erzeugerschaft* beinhaltet, welche sich nicht nur auf eigene Kinder bezieht. Vielmehr bezeichnet Generativität in diesem Sinne laut King (2012) eine *seelische*

Elternschaft, welche allgemein als erwachsene Fähigkeit zur Sorge für das Hervorgebrachte auch in einem übergreifenden kulturellen Sinne verstanden werden kann (ebd., S. 211). In der Konzentration auf die Sorge um gute Bedingungen für das körperlich-seelische Wachstum von Kindern oder Nachkommen überhaupt steht dieses Konzept in der Nähe von Kants *Metaphysik der Sitten*, allerdings ohne dessen Verankerung in einer ursprünglich elterlichen Schuld.² Stattdessen rückt hier ein viel objektfreundlicheres Bedürfnis, etwas zu *geben*, ins Zentrum (King, 2012).

Angesichts der Verwirrung sei noch einmal gefragt: Woher rührt dieses bereits eingangs behandelte Bedürfnis nach einem Kind und im weiteren Sinne nach Generativität? Stammt es aus dem erwähnten Wunsch, die in einer anfänglichen Untat erlittene Ohnmacht in aktive Erzeugerschaft umzuwandeln? Oder ist es doch Ausdruck eines genetisch verankerten Imperativs nach Fortpflanzung, welcher im genetischen Code aller Lebewesen festgeschrieben ist? Die genetische Anlage besteht zweifellos, aber es muss, wie auch Ute Auhagen-Stephanos (2005) ausführt, eine epigenetische Bedingung erfüllt sein: Erst die jeweiligen biografischen, sozialen und kulturellen Bedingungen entscheiden darüber, ob die genetische Forderung sich auch zu einem eigenen Begehren in der Psyche des Individuums ausbildet. Für eine potenzielle Mutter unterstreicht Auhagen-Stephanos dabei die Bedeutung des mütterlichen Ich-Ideals und der von ihm ausgehenden Forderung. Für einen potenziellen Vater hat unlängst Tilo Held (2018) beschrieben, wie sich jeder ausschließlich biologistische Ansatz als unzutreffend erweisen muss. Die männliche *Entscheidung*, sich einem eigenen Baby zuzuwenden, führt nämlich zu hormonellen Veränderungen im männlichen Gehirn, nicht umgekehrt. Der männliche Entschluss zu einem Kind, also eine seelisch-mentale *Handlung*, und die fürsorgliche Zuwendung nach der Geburt machen aus dem männlichen Gehirn ein väterliches Gehirn: Bis etwa zum 18. Lebensmonat des Kindes findet eine Annäherung des väterlichen an das mütterliche Gehirn statt, indem die Oxytocin- und Prolaktin-Spiegel steigen und der Testosteronspiegel deutlich abfällt. Bei homosexuellen Vätern als primären Pflegepersonen ist diese hormonelle Umstellung nach Angaben der israelischen Neurobiologin Ruth Feldman noch ausgeprägter (Held, 2018, S. 151). Diese Umstellungen gehen auf einer emotionalen Ebene mit einer Synchronie und einer Gefühlsübereinstimmung zwischen zwei Bindungspartnern einher, welche auch die Synchronie zwischen Eltern und Kind stärkt. Der emotionale Vorteil, den Frauen und Männer dabei gemeinsam haben, besteht in der Entwicklung und Vertiefung eines Glücksgefühls. Und Glück empfinden zu wollen, ist durchaus ein mächtiges Motiv für den Wunsch nach einem Kind sowie im weiteren Sinne für das Bedürfnis nach kultureller Erzeugerschaft.

-
- 2 Unter Einbezug des kulturellen Aspekts einer solchen seelischen Generativität lassen sich sogar die zitierten Anti-Natalisten in einem gewissen Sinne als generativ ansehen, denn sie argumentieren nicht zuletzt mit der Sorge für die bereits geborene Generation.

Ich meine, der genetische Code, die Ursprungsphantasie der Urszene und sehr verschiedene, teils gegensätzliche individuelle Motive können zu dem Wunsch führen, sich fortzupflanzen und eine Elternschaft zu übernehmen, sei sie nun biologisch begründet oder ausschließlich seelisch ausgerichtet. Gegensätzlich deshalb, weil ein Kind aus Sicht der Eltern sowohl Ausdruck eines über sich selbst hinausweisenden Eros im Sinne von Lévinas als auch eines Bedürfnisses nach Komplettierung eigener Mangelgefühle sein kann. Nicht selten verschränken sich beide Motive. Psychoanalytisch meine ich aber sagen zu können, dass in Menschen ein Bedürfnis nach Generativität existieren kann, das nicht nur auf der Wiedergutmachung einer Untat beruht, sondern im Erleben von Glück und Liebe durch die *Weitergabe* eigener Subjektivität sowie einer *Begegnung* mit der neuen Subjektivität des Kindes oder des Anvertrauten gründet. Dies schließt die 18 Gründe nicht aus, aufgrund derer laut Winnicott (1949) eine Mutter ihr Kind hassen kann. Bei günstigen Umständen ist es dieselbe Mutter, welche ihren Hass nicht zerstörerisch werden lässt.

Das Paradox des narzisstischen Begehrens und der Fähigkeit zum Verzicht

Es ist unhintergebar, dass ein narzisstisches Begehren am Anfang jeder Generativität steht: Indem ich ein Kind zeuge oder empfangen oder indem ich mich unter Einsatz meiner Subjektivität um Nachkommen kümmere, möchte ich die Begrenztheit meines Lebens überwinden. Ein persönlich bedeutsamer Teil von mir soll weiterbestehen, sei es als gewisse Doppelung meiner selbst oder als zumindest partielles Fortbestehen meiner Person oder meiner Liebespartnerin bzw. meines Liebespartners über den biologischen Tod hinaus. Dies ist ein zutiefst narzisstisches Bedürfnis, und möglicherweise lässt sich hier von einer Untat sprechen. Dieser Narzissmus führt aber dazu, dass mir eine Formulierung von Alice Balint Bestand zu haben scheint – außer in repressiven Gesellschaften und mit einer kleinen, aber bedeutsamen Ergänzung, nämlich dass »das geborene Kind immer auch das von der Mutter [zumindest unbewusst, *H. B.*] gewollte Kind ist« (Balint, 1939, S. 126)³. Darin ist potenziell die Anerkennung des Kindes als Anderem, der Schritt vom Narzissmus zum Objekt aus der Elternperspektive enthalten. Ich gründe diese Sichtweise einer narzisstischen Grundmotivation auf den Äußerungen vieler Patientinnen und Patienten, die angesichts ihres Kinderwunschs davon sprachen, »sich verwirklichen«, »ein Kind für sich haben« oder »eigene Erfahrungen weitergeben« zu wollen. Bei mehreren Patientinnen und Patienten hatte der Kinderwunsch auch die Funktion, mittels der Identifikation mit dem eigenen Kind eigene trau-

3 Alice Balint unterscheidet auch eine *triebhaft*e von einer *kulturellen Mütterlichkeit*.

matische Erfahrungen ausgleichen oder ungeschehen machen zu wollen, indem »alles ganz anders« als in der eigenen Kindheit werden sollte. Mit einer solchen Motivation rückt die Gefahr des narzisstischen Missbrauchs, der Verleugnung des Kindes als dennoch eigenständigem Subjekt natürlich näher. Nichtsdestoweniger ist eine Rücksichtslosigkeit in dem Sinne erforderlich, dass potenzielle Eltern ihre ungeborenen Kinder nicht fragen müssen, ob sie geboren werden wollen. Vielmehr benötigen potenzielle Eltern ein relativ schuldfreies Begehren, sich ihr Leben *mit* einem Kind und damit eben ein Kind nehmen zu wollen. Den dazugehörigen narzisstischen Imperativ habe ich in einem Lied von Udo Lindenberg gefunden, in dem er einen lebensmüden Freund auffordert: »Nimm dir das Leben und gib's nie wieder her.« Die suizidale Konnotation von: »Nimm dir das Leben«, wird durch die folgende Aufforderung: »und gib's nie wieder her«, eindeutig ausgeschlossen. Auch in Bezug auf den Beginn von Generativität trifft der erste Satz zu: Man muss narzisstisch ausreichend fordernd sein und sich selbst für wert genug erachten können, um sich zumindest mit der Hälfte der eigenen Gene und der eigenen Ideen reduplizieren zu wollen.

Zur Fortführung von Generativität bedarf die zweite Aufforderung jedoch einer Ergänzung: so identitätsbildend es für die nächste Generation auch ist, wenn sich Eltern als selbstüberzeugt und narzisstisch stabil erweisen, so sehr benötigt die nächste Generation auch den Verzicht der Eltern auf allgegenwärtige Präsenz. Um in einem psychischen Sinne generativ sein zu können, müssen Eltern bereit werden, ihr Leben auch wieder herzugeben.

Die horizontale und die vertikale Achse des narzisstisch-depressiven Dilemmas

Die Balance zwischen beiden Polen betrifft eine horizontale und eine vertikale Achse. Ich meine damit Folgendes: Auf einer horizontalen Achse besteht die Kunst elterlicher Generativität darin, sich ihrem Kind ausreichend lustvoll und stolz mit der eigenen Subjektivität, den eigenen Ideen, Vorstellungen und affektiv getönten Handlungsweisen zu präsentieren, um als Identifikationsobjekt verfügbar zu sein. Dies schließt die Unvermeidlichkeit einer anfänglichen Rücksichtslosigkeit ein. Gleichzeitig bedarf es jedoch einer Bereitschaft, sich so weit zurückzunehmen, dass eine Einfühlung in die potenziell fremde, emotionale Welt des eigenen Kindes möglich bleibt. Unvermeidlich entsteht aus dieser Paradoxie eine konflikt-hafte Spannung in den Erwachsenen selbst. Dabei besteht die Grundlage für die erforderliche rezeptive Fähigkeit in einer Anerkennung der Differenz zum eigenen Kind – etwa im Sinne des berühmten Verses von Khalil Gibran (1923/2002, S. 13): »Eure Kinder sind nicht eure Kinder. Sie sind die Söhne und die Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.« Der nachfolgende Vers Gibrans

stimmt im Sinne meiner These und stimmt zugleich nicht, denn »Sie [die Kinder, *H. B.*] kommen durch euch, doch nicht aus euch,/Und sind sie auch bei euch, gehören sie euch doch nicht« bezeichnet zwar die Anerkennung der kindlichen Unverfügbarkeit, unterschätzt jedoch die Bedeutung der ursprünglichen Einheit mit den Eltern. Die Kinder kommen doch auch *von* den Eltern, wobei allerdings die Abstammung von einem Eltern*paar*, also von zwei Menschen, bereits den Kern der Differenz enthält: Nie kann ein Kind nur eine Verdoppelung einer Mutter oder eines Vaters sein, in ihm ist immer die sexuelle Liebespartnerin oder der sexuelle Liebespartner enthalten, und aus der beiderseitigen Vereinigung entsteht ganz im Sinne Hannah Arendts ein neuer lebendiger Anfang. Aus der generativen Perspektive eines Elternteils stellt ein Kind somit sowohl eine narzisstische Fortführung des Elternteils selbst als auch eine Begegnung mit dem Anderen, Fremden und ganz Neuen dar. Narzisstisches Begehren und Anerkennung des Verlusts von Allmacht sind gleichermaßen erforderlich, um ein Kind als neues Drittes entstehen zu lassen. Da Verzicht mit einer Verlusterfahrung einhergeht, spreche ich von einer depressiven Qualität. Depression verstehe ich hier nicht in einem kleinianischen Sinne als Anerkennung der eigenen Aggression, sondern in einem objektpsychologischen Sinn als Anerkennung eines Verlusts. Aus diesem Grund halte ich es für gerechtfertigt, von einem narzisstisch-depressiven Dilemma zu sprechen, vor dem Eltern von Anbeginn des Lebens mit ihrem Kind stehen. Es führt dazu, dass im weiteren Verlauf ein generationelles Verhältnis ohne innere und interpersonelle Konflikte gar nicht denkbar ist. Eltern müssen im Bemühen, das Dilemma aufheben zu wollen, zwangsläufig scheitern. Die Anerkennung dieses Dilemmas hilft aber, eine produktive generationelle Spannung und Balance aufrechterhalten zu können. Ich kann hier nur anmerken, dass bestimmte Formen der Reproduktionsmedizin, welche das Paar und die Urszene phantasmatisch zugunsten einer ausschließlich narzisstischen Reduplikation eines Elternteils auszuschalten versuchen, aus meiner Sicht Gefahr laufen, in einem psychischen Sinne nicht generativ zu sein. Zumindest bedarf es der seelischen Repräsentanz eines Dritten auch in der Reproduktionsmedizin, um die von mir geschilderte narzisstisch-depressive Balance gegenüber dem so gezeugten Kind halten zu können.

Indem das Wachstum des Kindes beziehungsweise der Nachfolgeneration voranschreitet, verändert sich die horizontale Dimension zu einer vertikalen Achse des Dilemmas, denn der Anteil des Verzichts auf die Teilhabe am Leben der neuen Generation nimmt für alle Eltern, seien sie nun leibliche oder »seelische« Eltern, immer mehr zu. Entwicklungspsychologische Forschungen unterstützen die Sichtweise einer Verschiebung des narzisstisch-depressiven Spannungsverhältnisses. So erleben Mütter und Väter ihre kleinen Kinder, insbesondere bei Geschlechtsgleichheit, eher als Spiegel des eigenen Selbst, während sich die Kinder in der Pubertät in der Regel aufgrund eigener Motivation aus der engeren Beziehung zu den Eltern zurückziehen (Seiffge-Krenke, 2001). Für die weitere Entwicklung kommt es sehr

darauf an, inwieweit es den Eltern gelingt, diesen Rückzug zu akzeptieren, ohne sich selbst vom Jugendlichen resigniert zurückzuziehen oder sich der unvermeidlichen Auseinandersetzung durch gegenidentifikatorische Verstärkung angeblich eigener Jugendlichkeit zu entziehen (Blaß, 2011; King, 2012; Thomä, 2008). Der depressive Anteil des generativen Dilemmas nimmt auf jeden Fall zu. Die Herstellung einer erwachsenen Wiederannäherung wird vonseiten der Eltern nur dann relativ konfliktarm möglich sein, wenn sich die Eltern der nahenden Realität des eigenen Todes stellen und nicht die nachfolgende Generation ursächlich für ihn verantwortlich machen, selbst wenn der Elternmord in der unbewussten Phantasie aller Menschen existiert. Generativität kann nur gelingen, wenn die zur partiellen Fortführung des eigenen Lebens gezeugten Kinder auch zu Vorboten des persönlichen Rückzugs und letztlich des eigenen Todes werden dürfen – mit anderen Worten: wenn die individuelle Todesangst nicht zur dauerhaften Quelle von Verdrängung und Verleugnung des Wissens um das eigene Lebensende wird. »Der Mensch ist das Lebewesen, welches weiß, dass es sterben muss«, sagt C. F. von Weizsäcker (1982, S. 154). Die mit diesem Wissen verbundene individuelle Angst lässt sich vielleicht eher aushalten, wenn es möglich wird, das eigene Ich in die Generationenfolge des organischen Lebens und, auf menschlich-seelischer Ebene, der mit ihm verbundenen Repräsentanzen einzufügen. Um noch einmal von Weizsäcker zu zitieren: »In der menschlichen Reifung sterben wir viele Tode. Stets ist der bestandene Tod ein Weg zu neuem Leben, der übertünchte Tod ein Gebanntsein in den Tod. Am Ende erreicht der fliegende Pfeil [der laut Jean Paul im Augenblick der Geburt auf den Menschen abgeschossen wird, H. B.] das leibliche Ich – mein Ich, wie wir zweideutig sagen« (ebd., S. 162). Es ist hinzuzufügen, dass eine zustimmende Annahme dieses tödlichen Getroffenseins der nächsten Generation hilft, ihr eigenes Leben *unter Verwendung des elterlichen Erbes* neu und kreativ zu gestalten. Die Figur des Laios verkörpert eine gegenteilige Haltung: Dessen Verknennung, den eigenen Sohn als Verursacher und nicht allenfalls als Repräsentanten des auf ihn abgeschossenen Pfeils anzusehen, führte letztlich zu Laios' Ermordung und der nachfolgenden Tragik des Ödipus. Es sei noch hinzuzufügen, dass eine Anerkennung dieses individuellen »Stirb und Werde!« (aus Goethes Gedicht *Selige Sehnsucht* [1817]) auch in kulturellen und institutionellen Zeitverhältnissen stattfindet, wenn in Institutionen frühere »Kulturträger« (Mannheim, 1928, zit. n. King, 2012, S. 216) durch neue Kulturträger abgelöst und die »akkumulierten Kulturgüter« tradiert, übertragen werden.

Zwei kurze Fallbeispiele

Ich möchte die beiden Pole des narzisstisch-depressiven Konflikts mit zwei kurzen Fallbeispielen illustrieren. Frau A., eine Frau von Mitte Dreißig, erwog in ihrer

Analyse wiederkehrend die Frage, ob sie schwanger werden und ein Kind bekommen könne. Sie schwankte zwischen ihrem Wunsch und ihrer tiefen Befürchtung, ihrem potenziellen Kind keine gute Mutter sein zu können, weil sie ihre eigene Mutter als emotional hart und mechanisch sowie ihren Vater ebenfalls als gefühlswidrig erlebt hatte. Ihr Selbstbild war von der Überzeugung geprägt, sich ihrem Kind nicht zumuten zu können, weil sie sich ein feinfühliges Eingehen auf ihr Kind nicht zutraute und sich somit als potenzielle Gefahr für ihr Kind betrachtete. Andererseits kehrte ihr Wunsch nach einem Kind immer wieder, dies umso mehr, als sich das Verhältnis zu ihrem Ehemann im Laufe der Analyse emotional näher gestaltete. Sie litt jedoch an einer Reihe phobischer Vorstellungen, welche im Kern ihre unbewusste und abgewehrte Wut auf beide Eltern enthielt, von der sie unbewusst fürchtete, vergiftet zu werden und damit ein eigenes Kind zu vergiften. Zugleich wirkte sie verzweifelt angesichts ihres eigenen Gefühls, schlecht zu sein und als schlechte Mutter besser kein Kind haben zu dürfen. Oft bezichtigte sie sich selbst, »völlig irrational« zu reagieren und mit ihren meist von somatischen Missemphindungen geprägten Phobien bei einem Kind nur Schaden anrichten zu können. Ihr fehlte eine positive narzisstische Balance in ihrem Selbsterleben, was mich in der Analyse vor die Frage stellte, ob ich mehr ihr narzisstisches Defizit adressieren oder ihre mit den Selbstbezeichnungen verbundenen Konflikte um Wut und Schuldgefühle in der Übertragung auffinden könne. Natürlich ist das behandlungstechnisch kein Gegensatz, aber als zentrale Foki erwiesen sich doch die Wiederbelebung und das Durcharbeiten ihrer Schmerzgefühle und ihrer damit verbundenen Wut, sich von den eigenen Eltern als nicht wert genug für ein vertieftes Bemühen um emotionales Verständnis empfunden zu haben. Mir gegenüber blieb sie zunächst freundlich gehemmt und bedankte sich sogar mehrfach für die Möglichkeit, Raum und Zeit zum Sprechen zu haben. Es schien wichtig, mich erst einmal als zugewandte Person ohne allzu viel Ambivalenz wahrnehmen zu können. Im Laufe der Zeit gewann ich jedoch den Eindruck, dass sie mit ihren Selbstbezeichnungen auch einen unausgesprochenen Ärger auf mich zum Ausdruck brachte, sodass ich sie eines Tages fragte, was sie denn an mir störe, für das sie sich selbst anklage. Nach einem schreckhaft wirkenden Schweigen antwortete sie mit der Frage, ob es möglich sei, dass ich das auf Spalt stehende Fenster schließen könne. Es sei zwar gut, frische Luft zu haben, aber sie könne nicht sicher sein, ob etwas von ihren Worten nach draußen gelangen könne. Ich antwortete: »Ja, da habe ich nicht gut genug auf Sie aufgepasst. Das enttäuscht Sie natürlich und macht Sie ärgerlich auf mich.« Auch wenn sie diesen Ärger zunächst wegwischen wollte, wurde es ihr im Verlauf der nächsten Stunden doch möglich, mich in der Übertragung als nicht immer aufmerksam genug kritisieren zu können, ohne sich dafür übermäßig schuldig fühlen zu müssen. Allmählich konnte sie in der Übertragung beginnen, sich wegen ihrer aggressiven Regungen weniger schlecht zu fühlen, sodass auch ihr narzisstisches Defizit abnahm. Die Tatsache, dass ich wegen des

Fensters keinen Kampf mit ihr aufgenommen, sondern ihre Kritik mit einem Versuch des Verstehens beantwortet hatte, war ein Mosaikstein für die Entwicklung eines Mutterbilds, welches weder die Forderung nach Perfektion noch eine dauerhafte aggressive Entwertung enthielt. Ihr eigenes Zutrauen in ihre konstruktiven Fähigkeiten wuchs in Verbindung mit einer Abnahme ihrer Furcht vor den zerstörerischen Wirkungen ihrer Aggression. Die Zunahme ihrer narzisstischen Stabilität bildete dann auch die Grundlage dafür, dass sie mit Ende Dreißig Mutter werden konnte. Sie sagte: »Jetzt fühle ich mich sicherer und traue mir mehr zu, Mutter zu sein.«

Während bei Frau A. das narzisstisch-depressive Gleichgewicht anfangs zuungunsten des narzisstischen Pols ausgebildet war, hatte Herr B. Schwierigkeiten mit dem depressiven Pol entwickelt. Herr B. war Mitte Vierzig, verheiratet, und er hatte seinen Sohn bis in dessen Pubertät hinein durchgängig idealisiert. Für mich war unverkennbar, wie er seinen Sohn als Selbstobjekt bewunderte und benutzte, indem er keine Differenz zwischen sich selbst und seinem Sohn hatte aufkommen lassen. Sein Sohn war für ihn ein brillantes Kind gewesen: schlank, schlau, sportlich, charmant, gewinnend – einfach wie er selbst. Er hatte mit ihm gemeinsame Fahrten unternommen, auch ohne seine Frau, er hatte mit ihm gemeinsam Bücher gelesen und gemeinsame Sportveranstaltungen besucht. Wenn sein Sohn die 100 Meter im Wettkampf mit anderen Jungen lief, rannte Herr B. am Seitenrand geistig mit, und wenn sein Sohn gewonnen hatte, hatte Herr B. ebenfalls gewonnen. Ich kann jetzt nicht auf den biografischen Hintergrund von Herrn B. eingehen, aber er war in eine seelische Krise geraten, als sein Sohn mit Beginn seiner Pubertät aus dieser narzisstischen Dualunion ausgestiegen war. Subjektiv plötzlich hatte sein Sohn begonnen, die bisherigen gemeinsamen Aktivitäten nicht mehr fortzuführen zu wollen, stattdessen wurde er im Erleben von Herrn B. aufsässig, frech und faul. Die schulischen und sportlichen Leistungen seines Sohnes brachen ein, und Herr B. reagierte mit zunehmender Bestürzung und Jähzorn auf diesen Wandel.

In der Analyse wurde neben vielem anderen zweierlei deutlich: Zum einen erlebte Herr B. die Veränderungen seines Sohnes nahezu ausschließlich auf sich selbst gerichtet, und zwar im Sinne einer Ablehnung. Er fühlte sich von seinem Sohn zurückgewiesen und persönlich gekränkt. Dies führte dazu, dass er in den Stunden entgegen seiner früheren, vordergründig liebenden Bewunderung mehr und mehr Zorn über seinen Sohn äußerte, welcher bis hin zu Schläge- und Tötungsphantasien reichte. Herr B. zeigte sich zwar beschämt, aber er gestand ein, dass er einen solchen Sohn, wie er ihn jetzt vor sich habe, nicht gebrauchen könne und dass er jetzt verstehen könne, warum manche Väter in der historischen Vorzeit ihre Söhne getötet hätten. Sein Hass war immens. Er litt aber auch unter seiner überschießenden Affektivität und empfand sie selbst als nicht angemessen. Die Entwicklung des psychoanalytischen Prozesses bestand darin, dass er auch mit mir im Sinne einer

senischen Wiederholung eine narzisstische Dualunion anstrebte, innerhalb derer ich ihn ausschließlich bestätigen sollte. Insbesondere erwartete er von mir eine Zustimmung zu seiner Kritik an seinem Sohn. Wenn ich diesem Ansinnen nicht entsprach, reagierte er schnell gekränkt und wütend. Abgesehen von einer homoerotischen Problematik, welche sowohl in der Beziehung zum Sohn wie zu mir eine Rolle spielte, deutete ich immer wieder seine Furcht vor Vernichtung seiner eigenen Existenz, wenn er eine Differenz zwischen seinen und meinen Gedanken wahrnahm. Ich deutete in folgendem Sinne: »Sie fürchten, dass Ihr Empfinden gar nichts gelten würde, wenn ich es nicht eins-zu-eins bestätige – so als wären Sie dann nicht mehr existent.« Die aus diesem Prozess resultierende Fähigkeit, mehr Getrenntheit zwischen ihm und mir bei Fortbestehen der analytischen Beziehung annehmen zu können, erlaubte es ihm schließlich, seinen Sohn ein eigenes Leben führen zu lassen, was das Verhältnis zwischen beiden wieder verbesserte.

Kurze Anmerkung zur Generativität psychoanalytischer Institutionen

Bevor ich nach diesen beiden Beispielen zum Schluss komme, möchte ich an dieser Stelle nur anmerken, dass wir uns als Psychoanalytiker*innen mit unseren Institutionen ebenfalls um das Verhältnis von Narzissmus und Depression kümmern müssen: Was können und müssen wir an unsere nachfolgende Generation mit auch narzisstischem Begehren weitergeben und auf was müssen wir als Träger der psychoanalytischen Kultur zugunsten der jüngeren Kulturträger verzichten? Wir stehen hier vor großen Herausforderungen, nicht zuletzt auch angesichts unseres schwierigen berufspolitischen Umfelds. Angesichts der im September 2019 zum Teil überrumpelnd eingetretenen berufspolitischen Entwicklungen, welche von politischer Seite auf eine Stärkung von Kurzzeittherapien zu Lasten von Langzeittherapien abzielen, möchte ich unterstreichen, dass die Entwicklungen in meinen beiden Beispielen nicht in zehn Stunden Kurzzeittherapie, sondern nur in längerfristigen psychoanalytischen Prozessen möglich werden konnten. Es ist zu hoffen, dass auch nachfolgenden Generationen diese Möglichkeit zu strukturellen, nur längerfristig durchführbaren Transformationsprozessen innerhalb des deutschen Gesundheitssystems erhalten bleibt.

Schluss

Ich kehre nochmals zu meinem neunjährigen Patienten zurück, den ich eingangs erwähnte. Ich hatte geschildert, dass er mit mir Kinder machen wollte. Als es ihm nach mehr als zwei Jahren Analyse besser ging und ich wieder einmal das unver-

meidliche Stundenende durchgesetzt hatte, blieb er im Türrahmen stehen und sagte lächelnd: »Tschüss, mach's gut. Wir sehen uns bei deiner Beerdigung. Ich werde auf deinem Grab tanzen!« Sprach's und ging. Ich denke, er hat recht: Als Angehöriger der jüngeren Generation wird er auf meinem Grab tanzen können. Allerdings, bis es so weit ist, werde ich noch eine Zeit lang selber leben wollen, und er muss noch einige Jahre warten, zumal es, wie er mir am nächsten Tag sagte, ja »nur Spaß« war. – Wir werden sehen.

Literatur

- Arendt, H. (1958/2011). *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München, Zürich: Piper.
- Auhagen-Stephanos, U. (2005). Frauen mit unerfülltem Kinderwunsch zwischen Psychoanalyse und Reproduktionstechnik. *Psyche – Z Psychoanal*, 59(1), 34–54.
- Balint, A. (1939). Liebe zur Mutter und Mutterliebe. In M. Balint (1981), *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse* (S. 116–135). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bläß, H. (2011). Der Vater als vertrauter Fremder – zur dichotomen Stellung des Vaters. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, H. 151, 42(3), 369–388.
- Brunschweiler, V. (2019). *Kinderfrei statt kinderlos. Ein Manifest*. Marburg: Büchner.
- Donath, D. (2016). *Regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen*. München: Knaus.
- Dürholz, J. (2018). Will ich Kinder? *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 25.11.2018, 47, 11–12.
- Dürholz, J. (2019). Um herauszufinden, ob ich Kinder kriegen soll ... *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 18.08.2019, 33, 9–10.
- Écoute (2019). Un bébé, un arbre. *Écoute. Einfach besser Französisch* [Sprachmagazin], 2019(7), 13.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1988). *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Flaßpöhler, S. & Werner, F. (2019). *Zur Welt kommen. Elternschaft als philosophisches Abenteuer*. München: Blessing.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. & Target, M. (2002). *Affect Regulation, Mentalization and the Development of the Self*. London: Routledge.
- Gibran, K. (1923/2002). *Der Prophet*. München: dtv e-Book.
- Giraud, Th. de (2006). *L'art de guillotiner les procréateurs – manifeste anti-nataliste*. Nancy: Le Mort-Qui-Trompe.
- Held, T. (2018). Das väterliche Gehirn. *Psyche – Z Psychoanal*, 72(2), 146–164.
- Heti, S. (2019). *Mutterschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jelden, N. (2014). *Der Neonatizid als mögliche Konsequenz einer negierten Schwangerschaft*. <http://dx.doi.org/10.25673/1328>
- Kant, I. (1990). *Die Metaphysik der Sitten*. Stuttgart: Reclam.
- King, V. (2012). Entstehung und Abwehr des Neuen im Generationenverhältnis – kulturelle Figuren der Generativität. In M. Teising & Ch. Walker (Hrsg.), *Generativität und Generationenkonflikte, Tagungsband der DPV-Herbsttagung 2011* (S. 210–224). Frankfurt/M.: DPV.
- Klier, C. M., Amon, S., Putkonen, H., Fernandez Arias, P. & Weizmann-Henelius, G. (2019). Repeated neonaticide: differences and similarities to single neonaticide events. *Arch Womens Ment Health* 22, 159–164, <https://doi.org/10.1007/s00737-018-0850-1>

- Kristeva, J. (2019). Prélude à une éthique du féminin. Eröffnungsvortrag IPV-Kongress London, 24. Juli 2019. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2019). Medea-Phantasie und Geschlechterspannung. In I. Moeslein-Teising, G. Schäfer & R. Martin (Hrsg.), *Geschlechter-Spannungen* (S. 119–138). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lévinas, E. (1987/2016). *Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität*. Freiburg, München: Alber.
- Mannheim, K. (1928). Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7(2), 157–185 u. 309–330.
- Molinski, H. (1972). *Die unbewußte Angst vor dem Kind als Ursache von Schwangerschaftsbeschwerden und Depressionen nach der Geburt*. München: Kindler.
- PKS: *Polizeiliche Kriminalstatistik, Jahrbuch 2018, Band 2*, 66. Ausgabe, Version 2.0, S. 13 (aufgerufen am 18.08.2019).
- Safranski, R. (2015). *Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen*. München: C. Hanser.
- Seiffge-Krenke, I. (2001). Väter und Söhne, Väter und Töchter. *Forum Psychoanal*, 17, 51–63.
- Slimani, L. (2018). *Dann schlaf auch du*. München: btb.
- Thomä, D. (2008). *Väter. Eine moderne Heldengeschichte*. München: Hanser.
- WAZ (11. Juli 2019). Das Phänomen Neonatizid. Wenn Frauen ihre Babys töten. https://www.wz.de/nrw/phaenomen-neonatizid-wenn-frauen-ihre-babys-toeten_aid-39873241 (18.08.2019).
- Weizsäcker, C. F. v. (1982/1977). *Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*. München: Hanser.
- Winnicott, D. W. (1949). Hate in the Counter-Transference. *Int. J. Psycho-Anal.*, 30, 69–74.

Der Autor

Heribert Blaß, geboren 1954, Dr. med., Psychoanalytiker für Erwachsene, Kinder und Jugendliche, Lehranalytiker der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) und Arzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, arbeitet niedergelassen in eigener Praxis in Düsseldorf. 2010–2016 war er Leiter des zentralen Ausbildungsausschusses der DPV, 2016–2020 Vizepräsident und seit 2020 Präsident der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF). Er publizierte zur Entwicklung sowie Bedeutung männlicher Identität und Sexualität, außerdem zu Fragen der Supervision in der psychoanalytischen Ausbildung.

Kontakt: Dr. Heribert Blaß, Neubrückstraße 4, 40213 Düsseldorf; E-Mail: heribert@blass.io